Der deutsche Student

Von

Prof. Dr. Theobald Ziegler

Elfte und zwölfte, umgearbeitete Auflage

Berlin und Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H.
1912

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Der Straßburger Studentenſchaft

Vorwort zur ersten Auflage.

Ich habe ursprünglich nicht die Absicht gehabt, diese im Winter 1894/95 an der hiesigen Hochschule vor einer zahlreichen und dankbaren Zuhörerschaft gehaltenen Vorlesungen schon jetzt drucken zu lassen. Ich wollte sie vor Ende des Jahrhunderts noch einmal halten und dann erst, nach gründlicher Überarbeitung, dem Auditorium maximum der Öffentlichkeit übergeben. Denn ein solcher erster Wurf bedeutet meist nicht viel mehr als ein erster Entwurf. Immerhin besitzt er vielleicht auch die Vorzüge, wie sie ein erster Wurf vor jeder späteren Fassung vorauszuhaben pflegt.

Aber nicht diese Erwägung ist es gewesen, die mich nun doch zu alsbaldiger Veröffentlichung bestimmt hat. Ohne mein Zutun und gegen meinen Wunsch sind Berichte über diese Vorlesungen in die Tagespresse gekommen, die es mir wünschenswert erscheinen lassen, allgemein bekannt zu geben, was ich wirklich gesagt und alles, was ich gesagt habe.

Vor allem aber — die Beratungen über die sogenannte Umsturzvorlage im Plenum und in der Kommission des Reichstags haben gezeigt, daß es dabei von seiten der ultramontanen und der konservativen Partei in der Tat auf den Umsturz aller Geistesfreiheit auch innerhalb unserer Wissenschaft und unserer Universitäten abgesehen ist. Und im Zusammenhang damit sind hinsichtlich der Beteiligung der Studentenschaft an der sozialen Bewegung in unseren eigenen Reihen zwiespältige Auffassungen zutage getreten und scharfe Worte gewechselt worden.

Zu allem dem habe ich in diesen Vorlesungen direkt und indirekt Stellung genommen. Da will es mir, ganz abgesehen davon, daß von einem Redner des Zentrums im Reichstag unter anderen deutschen Professoren auch ich persönlich angegriffen worden bin, scheinen, daß mich das ganz von selbst über die engen Grenzen auch des größten Hörsaales hinausweise und zu rascher Veröffentlichung dränge. Jedenfalls entspricht das meinem Temperament und meiner Art, auch auf weitere Kreise zu wirken und mich am öffentlichen Leben unseres Volkes zu beteiligen.

Das Hereinspielen solcher polemischer Seitenbeziehungen hat auch die Gestaltung der späteren Partien einigermaßen beeinflußt und ist teilweise schuld an kleinen Wiederholungen, die sich ja für den Druck leicht hätten beseitigen lassen. Allein ich wollte den Vorlesungen ihr ursprüngliches Kolorit durchaus erhalten, und so habe ich am mündlichen Vortrag nur das Allernotwendigste geändert. Dahin rechne ich neben kleinen Zusätzen auch die Verteilung des Stoffs auf die einzelnen Vorlesungen.

Und so wende ich mich denn nun mit diesen meinen Gedanken über die Stellung des deutschen Studenten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts an die ganze akademische Jugend Deutschlands und an alle diejenigen, die sich für unsere Hochschulen und für den Geist unserer Hochschulen interessieren. Für diesen Geist kämpfe ich, so wie ich ihn verstehe, als für einen freien und sittlichen, als für einen Geist wahrer Wissenschaftlichkeit und wahrer Bildung. Dabei werde ich mir freilich, angesichts der eigentümlichen Verschiebung unserer Parteiverhältnisse, von rechts und von links her allerlei Kritik gefallen lassen müssen. Vielleicht paßt es zum ganzen Ton dieser Vorlesungen, wenn

ich sage: daran bin ich gewöhnt. Da ich keiner politischen Partei und keiner wissenschaftlichen Schule und keiner gelehrten Clique angehöre, werde ich von der deutschen Parteikritik vielfach so unfreundlich behandelt, ich mag schreiben, was und wie ich will, daß mir diese Kritik nachgerade recht gleichgültig geworden ist; gelesen werden meine Bücher deshalb doch. Ob man dieses Wort für ein Zeichen von Stolz und Übermut oder für einen Stoßseufzer aus gepreßtem Herzen nehmen will, das muß ich der Stimmung meiner Leser und — meiner Kritiker überlassen.

Straßburg i. E., an Ostern 1895.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Bei dieser ersten Auflage im neuen Jahrhundert hatte ich zu überlegen, ob ich aus dem deutschen Studenten am Ende des neunzehnten nicht einen solchen vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zu machen habe. Ich habe vorgezogen, leichte Änderungen im einzelnen abgerechnet, das Büchlein zu lassen, wie es ist und ihm seinen spezifischen fin de siècle-Charakter zu erhalten. Aber ich habe dann allerdings, als eine Art Nachwort, eine neue achtzehnte — natürlich nicht gehaltene — Vorlesung hinzugefügt, in der ich die Überleitung aus dem neunzehnten in das zwanzigste Jahrhundert für die künftigen Leser vollzogen und etliches inzwischen neu in die Erscheinung Getretene besprochen oder früher Besprochenes schärfer akzentuiert und gewissermaßen nachträglich unterstrichen habe. Ob ich diese Vorlesungen später noch einmal wirklich halten

und dann die Verschmelzung zweier Zeiten definitiv vornehmen werde, vermag ich heute noch nicht zu sagen.

Straßburg i. E., an Ostern 1901.

Vorwort zur elften und zwölften Auflage.

Habent sua fata libelli!

Natürlich sind auch diesem Büchlein neben den erfreulichen allerlei andersgeartete Schicksale nicht erspart geblieben. Zum Beispiel, daß ihm, noch ehe es das Licht der Welt erblickt hat, ein inzwischen längst verstorbener Kollege das Lebenslicht ausblasen wollte, indem er verlangte, die angekündigte Vorlesung über den deutschen Studenten solle mir verboten werden, weil sie der Würde der Universität widerspreche; oder daß alsbald nach seinem Erscheinen ein Anonymus durch einen offenen Brief mir und den Lesern des Buches die Freude daran verekeln wollte; oder daß der deutsche Kronprinz, dem ich es während seiner Studienzeit in Bonn zuschickte, ohne Angabe von Gründen die Annahme der Sendung verweigerte; oder daß ihm der Heidelberger Dr. Ruge öffentlich seine Wertlosigkeit attestierte und — es war nach dem Erscheinen der neunten Auflage — es deshalb seinerseits gänzlich ignorieren zu müssen und ignorieren zu wollen erklärte.

Allein ich wäre undankbar, wenn ich solche Unfreundlichkeiten voranstellen wollte: sie waren wirklich nur ganz vereinzelte Ausnahmen. Das Büchlein vom

deutschen Studenten hat mir viel Freude gebracht und viele Freunde gewonnen und hat — ich weiß es — vielen Kommilitonen genützt und geholfen und innerlich wohlgetan. Daher freue ich mich, daß es wieder in einer neuen, einer Doppelauflage erscheinen soll. Diese wird nun aber nicht mehr ganz das alte Buch sein, vielmehr in ihrer größeren ersten Hälfte der Abdruck meiner Vorlesungen über den deutschen Studenten so, wie ich sie ein zweites Mal im Winter 1905 auf 1906 in Straßburg gehalten habe. Daher nimmt sie auf die Vorgänge jener lebhaften Bewegung in der deutschen Studentenschaft, die sich im Namen des „Hochschulstreits" zusammenfaßt, und auf die Probleme, die ihr in jener erregten Zeit gestellt worden sind, besondere Rücksicht. Und im Druck ist dann noch einmal manches aus der Zeit nachher hinzugefügt worden, was in Beziehung steht zu inzwischen Geschehenem und inzwischen aufgetauchten Fragen des deutschen Studentenlebens. Dagegen ist das akademische Studium stabiler als das akademische Leben, und so gab es in dem letzten Abschnitt, der sich mit jenem beschäftigt, weniger zu ändern, zumal da ich einige bedeutsame Neuerungen auf diesem Gebiete in der vierzehnten Vorlesung zusammengenommen und diesem letzten Teil vorangestellt habe.

Für die Wiederholungen, an denen es auch jetzt wieder nicht fehlt, bitte ich um Indemnität: sie gehören nun einmal zu akademischen Vorlesungen, in denen wir Wichtiges mehrmals zu sagen uns nicht scheuen; und ich denke, das Wiederholte wird in anderer Umgebung jedesmal doch ein anderes und anders Nuanciertes sein.

Daß das Buch auch in dieser modern und aktuell gewordenen Fassung und Gestalt Segen stifte und mir neben den alten auch wieder viele neue Freunde zuführe, wie bei seinen früheren Ausfahrten, das

ist der Wunsch, den ich ihm mitgeben möchte und ohne Anmaßung wohl auch mitgeben darf.

Daß ich als emeritierter Straßburger Professor diese neue Auflage der Straßburger Studentenschaft widme, ist für mich ein Selbstverständliches. Ihr waren ja diese Vorträge von Anfang an bestimmt, auf sie und ihre besonderen Verhältnisse nehmen sie da und dort speziell Beziehung, und ein besonders guter Freund bin ich ihr ohnedies immer gewesen. Es ist aber zugleich auch ein Zeichen meines Dankes für alle die Ehrungen und für alle Freundlichkeit und Anhänglichkeit, die sie mir bei meinem Abgang vom akademischen Lehramt und bei meinem Scheiden von der mir zur lieben Heimat gewordenen Stadt Straßburg noch einmal in so reichem Maße und in einer mich hoch beglückenden Form erwiesen hat.

Frankfurt a. M., am 9. Februar 1912.

Theobald Ziegler.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort . . . . . 5—10

Erste Vorlesung.
Einleitung . . . . . 13—30

I. Von der akademischen Freiheit.

Zweite Vorlesung.
Akademische Gerichtsbarkeit. Lehrfreiheit . . 31—50

Dritte Vorlesung.
Lernfreiheit . . . . . 51—61

Vierte Vorlesung.
Lebensfreiheit . . . . . 62—72

Fünfte Vorlesung.
Komment und Trinksitten . . . . . 73—84

II. Von den studentischen Organisationen.

Sechste Vorlesung.
Geschichtliches. Wissenschaft und Vaterland.
Die Ausländerfrage . . . . . 85—99

Siebente Vorlesung.
Sittlichkeit und Ehre . . . . . 100—127

Achte Vorlesung.
Konfessionelle Verbindungen . . . . . 128—143

Neunte Vorlesung.
Gesamtvertretung. Freistudentenschaft . . . 144—161

III. Verhältnis des Studenten zur Politik und zur sozialen Frage.

Zehnte Vorlesung.
Politik. Das Einjährig-Freiwilligen-Jahr . 162—175

Elfte Vorlesung.
Studentenarmut und Stipendienreform.
Individualismus und Sozialismus . . 176—188

Zwölfte Vorlesung.
Soziale Betätigung und gesellige Beziehungen des Studenten . . . . . Seite 189—205

IV. Die Universitätsferien.

Dreizehnte Vorlesung.
Zur Reform der Ferienordnung . . . . . 206—214

V. Das akademische Studium.

Vierzehnte Vorlesung.
Allerlei Neuerungen . . . . . 215—225

Fünfzehnte Vorlesung.
Motive des Studierens . . . . . 226—234

Sechzehnte Vorlesung.
Aufgabe der Universitäten: Wissenschaft und Beruf. Allgemeine Bildung . . . . 235—244

Siebzehnte Vorlesung.
Studentische Weltanschauung: Verhältnis zu Religion und Kirche, zu Literatur und Kunst. Studentischer Idealismus . . 245—259

Achtzehnte Vorlesung.
Student und Professor. Kollegienhonorar. Vorlesungen und Übungen. Schriftliche Arbeiten . . . . . 260—279

Neunzehnte Vorlesung.
Promotion und Staatsprüfung. — Schluß . 280—293

Erste Vorlesung.

Meine Herren!

Als ich für das Wintersemester 1894/95 zum erstenmal diese Vorlesung über den deutschen Studenten ankündigte, da galt dies vielen als eine unerhörte und mehr unerwünschte als glückliche Neuerung. Sie wußten nämlich nicht, daß ganz andere Männer als ich schon längst dasselbe getan, ich also eine Reihe berühmter Vorgänger in diesem Unterfangen habe. Ich nenne nur Christian Thomasius, der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf der neugegründeten und damals ganz besonders modernen Universität Halle eine Vorlesung „vom elenden Zustand der Studenten" hielt, die diese nicht eben in rosigem Lichte erscheinen läßt: nur daß sie diese Straf- und Schandpredigt geduldig hingenommen haben, könnte vermuten lassen, daß sie am Ende doch besser waren, als Thomasius sie schildert. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sprach dann Fichte „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit", wozu später noch seine Rektoratsrede „über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" hinzukam; noch vorher hat Schelling als Professor in Jena seine „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" gehalten; und schließlich stammt ja auch der Unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf aus einer akademischen Vorlesung, aus Schillers Antrittsrede in Jena. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sodann J. Ed. Erdmann, wiederum in Halle, seine auch im Druck er-

schienenen Vorlesungen über „akademisches Leben und Studium" gehalten; und noch 1890 ist auf der Berliner Schulkonferenz das Verlangen nach einer „Hodegetik" für Studenten ausgesprochen und daran erinnert worden, daß solche Vorlesungen früher häufiger gewesen seien als jetzt.

Wer mich also um meines Themas willen anfocht, der bewies nur, daß er von diesen bekannten und berühmten Dingen nichts wisse. Weil aber auch um ihres Inhalts willen diese Vorlesungen mancherlei Anfechtungen von außen her erfahren haben, habe ich sie — als einen Akt der Notwehr zuerst, dann freilich auch, um sie dem weiteren Kreis der Kommilitonen außerhalb des Straßburger Hörsaals bekannt zu machen — gleich darauf im Druck erscheinen lassen, und damit sind ja nun die Gegner zum Schweigen gebracht. Daß eine solche Vorlesung sich wohl einfügt in den Rahmen eines akademischen Lektionskatalogs und allerlei Gutes stiften kann, ist allmählich zugestanden und allgemein anerkannt worden. Die unerhörte Neuerung ist also salonfähig geworden; was ich das erstemal nur unter allerlei leiser und lauter Opposition habe tun können, das ist heute klang- und sanglos und ohne allen Widerspruch hingenommen worden.

Damit, daß sie gedruckt waren, fiel zunächst die Notwendigkeit und Möglichkeit für mich weg, diese Vorlesungen zu wiederholen; was man im Zusammenhang eines Buches lesen kann, braucht man nicht in der zerhackten Form von sechzehn oder achtzehn einstündigen Vorträgen zu hören. Höchstens hatte ich im Sinn, noch einmal über den deutschen Studenten zu deutschen Studenten zu reden — in meinem letzten Semester, ehe ich mein akademisches Lehramt niederlege: da, so dachte ich mir, könne ich so etwas wie mein

akademisches Testament geben und mit aller Rückhaltlosigkeit sagen, was mir noch zu sagen am Herzen liege. Allein, ob er ein solches letztes Semester, das freiwillige Abgehen vom Katheder und Amt erlebt, weiß keiner. Und dann — und dies ist der Hauptgrund, warum ich von dieser Absicht abgewichen bin —, das Büchlein ist in mancher Beziehung veraltet, es sind nicht mehr dieselben Verhältnisse und Voraussetzungen heute wie im Jahre 1894, unter den Wandlungen der Zeit hat sich auch der Student und des Studenten Art und Leben gewandelt. Der deutsche Student im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts ist nicht mehr genau derselbe, der er am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist: vieles ist neu geworden und mancherlei Neues ist hinzugekommen, Bewegungen sind in der deutschen Studentenschaft zutage getreten, Fragen und Probleme haben sich erhoben, die nicht ohne Bedeutung und nicht ohne Gefahr sind für akademisches Leben und akademisches Studium. Da ich nun einmal durch jene erste Vorlesung und durch mein daraus hervorgegangenes Büchlein über den deutschen Studenten einer der Wortführer in diesen Fragen geworden bin, so halte ich es für meine Pflicht, in einer Zeit, wo so viel Neues sich regt und auch uns allerlei Gefahren und Stürme drohen, wieder auf dem Plane zu stehen, wenn Sie wollen: wieder zur geistigen Mensur anzutreten und zu diesen Fragen meinerseits Stellung zu nehmen und auch mein Wort in die Wagschale zu werfen. Das Problem der akademischen Freiheit vor allem ist akut geworden, da gilt es als Hüter derselben sich über Wesen, Grenzen und mögliche Störungen dieser Freiheit zu besinnen.

Dieses Neue, das in die Erscheinung getreten ist, hängt mit einem Allgemeinen zusammen. 1894 habe

ich der Vorlesung den Titel gegeben: „Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts". Der deutsche Student bleibt: wir sind hier in Straßburg auf einer deutschen Hochschule; uns interessieren darum nicht das Quartier latin in Paris oder die Colleges in Oxford und Cambridge oder die Harvard-University in Boston. Und natürlich rede ich auch jetzt wieder vom Studenten der Gegenwart. Auch eine Geschichte des Studenten, der mit Stolz auf eine 800-jährige Vergangenheit zurückblicken kann, hätte ja ihren Reiz und ließe sich pikant und hübsch, kulturhistorisch interessant und psychologisch fein gestalten, mehr als dies den beiden Verfassern des fleißigen Buches über „Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (1910) gelungen ist. Allein, wenn ich es auch nicht verschwören will, daß ich nicht da und dort in diese Vergangenheit zurückgreife, so liegt mir doch die lebendige Gegenwart weit mehr als alle stolzen und beschämenden historischen Reminiszenzen, liegen Sie, meine Herren, mir am Herzen nach dem Schillerschen Wort:

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden
Und der Lebende hat recht.

Dies gilt von der Jugend in erster Linie und gilt jedenfalls ihr selbst als unwidersprechliche Wahrheit. Für den ersten Entwurf zum „Deutschen Studenten" war diese Gegenwart das Ende des neunzehnten Jahrhunderts, und so schwebte — ich will es nicht leugnen — eine gewisse fin de siècle-Stimmung über dem Ganzen; das wollte auch der Titel von damals besagen. Diesmal habe ich den Zusatz der zeitlichen Bestimmung weggelassen, nicht bloß weil wir inzwischen die Schwelle eines neuen Jahrhunderts überschritten haben, sondern

weil damit auch jene Stimmung verschwunden ist und einer andern zeitlich und inhaltlich weniger pronoucierten Platz gemacht hat. Damals konnte ich sagen: „Wir leben in einer Übergangszeit. Vielleicht niemals ist das am Ende einer Periode der in ihr lebenden Generation so klar gewesen, wie uns heute, daß das neue Jahrhundert einen ganz anderen Charakter tragen werde, tragen müsse, als das eben zu Ende gehende. Und so leben wir nicht nur in einem Übergangszeitalter, sondern wir fühlen uns auch als Menschen des Übergangs. Übergangszeit aber ist böse Zeit, vor allem, weil in ihr unsere Gedanken und Gefühle zwiespältig geworden sind. Zwiespältig gegenüber von Staat und Politik: auf der einen Seite eine Anspannung des nationalen Gedankens, der sich wie Chauvinismus ausnimmt und es vielfach auch ist, und auf der andern Seite ein Wiederaufleben humanitärer und sozialer Strebungen, die vielen in jeder Form als anti- und international verdächtig sind; ein Heroenkultus hier, der da, wo der Heros fehlt, zum Byzantinismus wird oder zur Ahlwardtbegeisterung herabsinkt, und eine Demokratisierung der Gesellschaft dort, die auch die alten unhistorischen Gedanken von absoluter menschlicher Gleichheit wieder aufleben läßt. Zwiespältig sind wir weiter gegen Kirche und Religion: ein neuerwachendes Interesse für religiöses Leben macht sich spürbar, und daneben immer noch das alte sich Abkehren von allem Kirchentum und Christentum. Zwiespältig in Sitte und Sittlichkeit: der soziale Geist, der von allen die gleiche Hingabe an das Wohl des Ganzen verlangt, erobert mehr und mehr Herzen und Köpfe, und daneben findet die Nietzschesche Individualitätslehre, die das schrankenlose Recht des sich Auslebens für die geniale — und nicht-geniale — Persönlichkeit in An-

spruch nimmt und zu dem Zweck die Selbstsucht heilig und selig spricht und überhaupt alle sittlichen Werte umwertet, begeisterte Anhänger. Zwiespältig sind wir auf dem Gebiet der Kunst und Poesie: das Klassische wird immer noch als Bildungsmittel benützt und verehrt oder doch historisch respektiert, und daneben die Abwendung vom klassischen Ideal als einem innerlich Unwahren und der realistische Werdedrang einer die Wahrheit auf Kosten der Schönheit pflegenden Kunstweise. Und zwiespältig endlich gegen die Grundlagen unserer Gesellschaft und der sie durchdringenden Kultur überhaupt: ein Festhalten und sich Anklammern an das Bestehende, als wäre es durchweg ein Vernünftiges und bleibend Wertvolles, und auf der andern Seite ein Anstürmen gegen dieses Bestehende, als wäre es bereits von allen guten Geistern der Vernunft und der Sittlichkeit verlassen und könnte nicht eilig genug bis zum letzten Baustein abgetragen und in Trümmer geschlagen werden. So gärt und brodelt es rings um uns her und reißt uns alle in seinen Strudel mit hinein; und schwerer als je ist es darum für den einzelnen, in diesem Chaos, wo alles fließt, einen festen Fuß und Halt zu fassen, schwer auch für den guten Menschen, in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt zu bleiben; schwer vor allem für den Werdenden zu wissen, was er werden soll, und zu werden, was er werden will. Selten aber war es in der Welt schon je so schwer wie heute, ein Charakter zu werden und ein charaktervoller Mensch zu sein und zu bleiben."

Ob wir heute viel weniger zwiespältig sind, als wir es fin de siècle waren, weiß ich nicht, ich glaube es kaum: so schnell läßt sich die innere Einheit nicht zurückgewinnen. Aber wir haben uns, möchte ich sagen,

mit dieser Zwiespältigkeit inzwischen ausgesöhnt und vertragen, wir haben sie ertragen gelernt. Nicht mehr in fieberhafter Erregung und schwer bedrückt durch diesen peinigenden Zustand leben wir dahin und warten darauf, ob etwas komme, uns erlöse und von dem Zwiespalt freimache. Wir sind gelassener und sicherer geworden, wir sehen der Zwiespältigkeit unseres inneren und äußeren Lebens objektiver zu und nehmen sie als eine Notwendigkeit hin, und wir ahnen damit auch schon, daß dieses Zwiespältige vielleicht nur zwei Seiten und Richtungen unseres darum doch einheitlichen Bewußtseins darstellt, die die Einheit nicht aufheben, sondern unser Leben nur wertvoller und reicher machen. Individualismus und Sozialismus heißen die beiden großen Gegensätze der Zeit: sie erscheinen uns heute nicht mehr so unversöhnlich und unverträglich, wie vor zehn Jahren, sie stoßen sich ja nicht bloß ab, sie ziehen sich auch an. Und so blicken wir helleren Auges in die Zukunft, selbst wenn der politische Horizont im Augenblick (1911) dunkler und gewitterdrohender ist als damals.

Das alles gilt nun auch vom Studenten. Immer ein Kind seiner Zeit und beweglicher und empfänglicher noch als wir Älteren war er auch damals mehr als wir fest im neunzehnten Jahrhundert Wurzelnden ein Übergang und vom Bewußtsein des Übergangs erfüllt und erregt. Unruhe und Unsicherheit, ein Sehnen und Drängen nach Neuem, unerhört Neuem hatte sich seiner bemächtigt; aber nirgends wollte sich ein festes und bestimmtes Ziel zeigen, in Dunkel und Nebel gehüllt war alles, vor allem die Zukunft. Da galt es, was freilich auch diesmal wieder meine erste Aufgabe sein wird, den Studenten über sich selbst aufzuklären und zum Nachdenken über seine Existenz und deren Daseinsbedingungen und deren

Daseinsberechtigung anzuregen, ihm das „Mensch, erkenne dich selbst!" zuzurufen und ihm dazu zu helfen. Aber diese Übergangsjugend wollte vorsichtig und zart angefaßt sein: nicht sie beweglicher zu machen und aufzuregen, sondern sie über sich selbst zu beruhigen, ihr zu zeigen, daß auch hier das Wirkliche ein Vernünftiges sei und in der Wirklichkeit ihres studentischen Daseins mehr Vernunft liege, als sie in ihrer Unruhe glaubte und befürchtete, das war meine nächste Pflicht; und so mußten meine damaligen Vorlesungen in erster Linie konservativ sein; an revolutionären Gedanken — revolutionär gegenüber den bestehenden studentischen Institutionen — fehlte es ihnen freilich nicht, aber sie blieben doch mehr im Hintergrund und wagten sich als Reformvorschläge nur schüchtern und in aller Bescheidenheit ans Licht.

Heute ist auch der Student ruhiger geworden. Es klingt dies vielleicht paradox angesichts der mancherlei Kämpfe und Streitigkeiten, die sich, eine Zeitlang sogar unter allgemeiner Anteilnahme der Öffentlichkeit, laut und lärmend genug bei Ihnen abgespielt haben. Aber gerade hier in Straßburg haben wir gesehen, daß diese Unruhe nicht die tiefsten Tiefen der studentischen Seele aufgewühlt hat: der ganze „Hochschulstreit" ist, wie die studentischen Kämpfe so oft, ausgegangen wie das Hornberger Schießen und glich ein bißchen dem Sturm im Wasserglas, und wenn wir an die revolutionären Kämpfe in Rußland, die übrigens auch nicht anders ausgingen als das Hornberger Schießen, oder an die nationalen Streitigkeiten in Österreich denken, so haben wir allen Grund, uns über die Ruhe im eigenen Hause zu freuen. Und so bleibe ich dabei, trotz aller äußeren Unruhe ist innerlich die Klarheit und Sicherheit gewachsen, die Ziele sind bestimmter, der Weg,

den die deutsche Studentenschaft im zwanzigsten Jahrhundert zu gehen hat, ist deutlicher vorgezeichnet und von allerlei Nebeln freier geworden als vor fünfzehn Jahren.

Deswegen kann auch ich jetzt deutlicher und rückhaltloser, freier und kühner reden als das erstemal, und Sie können es besser ertragen. Vielleicht haben Sie auch gelernt, daß die Streitigkeiten des letzten Jahrzehnts nicht zum wenigsten deswegen so unerquicklich gewesen sind und man aus der schwierigen Situation so gar nicht herauszukommen vermochte, weil moderne Fragen auf unmodernem Boden und in unmoderner Form gelöst werden sollten. Der deutsche Student — es hängt das mit dem Wesen der deutschen Universitäten überhaupt zusammen, die die konservativste Institution sind im ganzen Deutschen Reich — der deutsche Student ist trotz aller Jugend und alles Freiheitsgefühls vielfach rückständig und reaktionär und darum den Anforderungen und Aufgaben der neuen Zeit zu wenig gewachsen. Auch das ist Ihnen — nicht jedem einzelnen, aber der deutschen Studentenschaft im ganzen — heute viel mehr bewußt; auch zeigt es sich nicht etwa bloß als das unklare und unbehagliche Gefühl eines Alt- und Veraltetgewordenseins und als unbestimmtes und vages sich Sehnen nach einem unbekannten Neuen, sondern in allerlei kräftigen Ansätzen und Anfängen zur Reform tritt es unter Ihnen selbst deutlich in die Erscheinung, und mit aller Klarheit und Bestimmtheit wird von einzelnen unter Ihnen ausgesprochen, was not tut und wohin die neue Fahrt zu gehen hat.

Deswegen kann auch meine Vorlesung dieses Mal Altgewordenes frank und frei ein Veraltetes nennen, kann kritischer, mehr Zukunftsmusik sein als einst. Ich

wähle absichtlich diese Ausdrücke. Wenn ich sage: das und das ist veraltet, so meine ich nicht, daß das nun auch alsbald oder doch in den nächsten Jahren schon verschwinden müsse und werde; wenn ich sage: das sind die Forderungen und die Ideale des neuen Studententums, so meine ich nicht, daß das von heute auf morgen kommen und von Ihnen im Handumdrehen geändert und eingeführt werden müsse. Aber ich für mich sehe deutlicher als das erstemal, da ich zu Ihnen redete, aus dem Nebel der Zukunft, meinetwegen einer nicht ganz nahen Zukunft, das Bild des neuen Studenten und einer neuen Studentenschaft mit ganz bestimmten Zügen vor mir aufsteigen. Und darum werde ich nicht bloß von dem reden, was ist und was an diesem Seienden vernünftig oder unvernünftig ist, sondern auch von solchem, was noch nicht ist, aber sein wird und nach meinen Gedanken sein soll. Ideale sind immer Zukunftsbilder und immer Utopien, bis sie zur Gegenwart und zur Wirklichkeit geworden sind. Ideale haben ist das Recht, ist aber auch die Pflicht der Jugend, vor allem der akademischen; darum darf und will auch ich, der ich mich unter Ihnen und mit Ihnen immer jung und als Ihresgleichen gefühlt habe, von diesem Recht Gebrauch machen und diese Pflicht erfüllen, will idealistisch zu Ihnen reden.

Dabei könnten Sie freilich eines befürchten. Idealistischer, utopistischer als das erstemal — heißt das nicht: unwirklicher, weltfremder, von der Erfahrung losgelöster? Und das ist bekanntlich in unserer realistischen und pragmatistischen, exakten und experimentellen Zeit fast der schlimmste Vorwurf, den man sich zuziehen kann: wir sind dem Idealismus gegenüber allzumal Empiristen, Erfahrungsfreunde geworden. Das erkenne auch ich an und darf überdies konstatieren,

daß ich in der Zwischenzeit doch recht vieles gelernt und hinzu erfahren habe — auch vom Studentenleben und vom deutschen Studenten. Ich rechne es zum Besten und Erfreulichsten meines akademischen Berufs, daß gerade auf Grund dieser meiner Vorlesungen über den deutschen Studenten und des daraus hervorgegangenen Büchleins sich viele von Ihnen hier in Straßburg mündlich und von anderen Universitäten her brieflich an mich gewendet, mich zum Vertrauten ihrer studentischen Erlebnisse und ihrer inneren Kämpfe gemacht und mich in die Interna der studentischen Psyche haben hineinsehen lassen. Auch haben einzelne Ihrer Verbände mir seit jener Zeit — ich habe das besonders dankbar empfunden — regelmäßig ihre Organe zugeschickt und mich so vom Leben, von den treibenden Kräften und von den sie bewegenden Fragen und Problemen sozusagen aktenmäßig Kenntnis nehmen und mich als Zuschauer wenigstens an jahrelanger Entwicklung in Blühen und Gedeihen, in Abnehmen und Zerfallen, in Freude und Leid teilnehmen lassen. Selbst über die Grenzen des Reichs hinaus habe ich in Salzburg Gelegenheit gehabt, ein andersartiges, das österreichische Studententum kennen zu lernen und auch ihm persönlich näher zu treten. Aber auch dabei handelt es sich immer noch um deutsche Studenten. Denn dabei bleibt es: nur von diesen kann ich und will ich reden, nur sie kenne ich wirklich. Einer der amerikanischen Austauschprofessoren hat ja inzwischen den Berliner Studenten vom amerikanischen College und vom Studentenleben dort erzählt (B. J. Wheeler, Unterricht und Demokratie in Amerika). Notwendiger wäre es, in Berlin vom deutschen Studenten und vom akademischen Studium in Deutschland zu reden. Ich jedenfalls tue es hier und rede zu Ihnen nur vom deutschen Studenten, rede

aber über ihn heute erfahrener, belehrter und wissender als das erstemal.

Wenn ich mich aber kritischer zu meinem Thema stelle als damals, so heißt das, daß ich mich auch vielfach gegen Ihre Ansichten und Lebensformen, Ihre Sitten und Ihre Betätigungen wende. Schon das erstemal sagte ich, wenn ich gefragt wurde, was ich eigentlich mit dieser Vorlesung wolle: ich gedenke bei dieser Gelegenheit den Studenten allerlei unangenehme Wahrheiten zu sagen. Das wird dieses Mal vielleicht noch häufiger geschehen. Dazu kommt, die Studentenschaft ist heute gespaltener als damals, nicht bloß durch und über die Frage der konfessionellen Verbindungen oder über das Verhältnis der Freien Studentenschaft zu den alten Korporationen: das sind nur Einzelheiten, wenn gleich tiefgreifende; hinter ihnen steht eine gegensätzliche Auffassung prinzipieller Natur über das Wesen und die Aufgabe des deutschen Studenten überhaupt. Neue Gedanken sind zahlreicher verbreitet unter Ihnen und pochen ungestüm an die Pforten der Hochschulen, um Einlaß zu begehren, und rufen dann natürlich auch das Alte energischer zu Kampf und Abwehr gegen sich auf. So ist die Studentenschaft in ihren Anschauungen vielfach geteilt. Was ich darum, zu solchen Fragen Stellung nehmend, sage, das sage ich nur den einen zur Freude, den anderen sicher zu Leid. Wenn mir nun jedesmal nach einer nicht allzu alten, von Berlin auch zu uns in den Süden gekommenen studentischen Sitte oder Unsitte — ich rede noch darüber — jeder Teil durch Trampeln oder Scharren seine Billigung oder Mißbilligung ausdrücken wollte, so würde diese Vorlesung leicht zu einem „Radaukolleg" werden, wie das einst von ihr befürchtet wurde, und allerlei Mißhelligkeiten unter Ihnen könnten von ihr ausgehen. Das

wünsche ich nicht. Es soll nicht heißen: in Zieglers Kolleg bekämpfen sich die verschiedenen Richtungen der Straßburger Studentenschaft, und er ist schuld an allerlei unliebsamen Disziplinarfällen und ärgerlichen Streitigkeiten. Darum wollen wir einen Pakt miteinander schließen, meine Herren: Sie enthalten sich *während der Vorlesung* jedes äußeren Zeichens Ihrer zustimmenden oder abweichenden Ansicht; am Schluß können Sie ja jedesmal nachholen, was Sie die Stunde hindurch darin des Guten zu wenig getan zu haben meinen. Ich nehme an, daß Sie mir das hiermit versprechen.

Und nun noch eine Vorfrage, ehe wir zur Sache selbst kommen, eine Frage, die Ihnen zunächst wohl überraschend klingt, in einer alles nivellierenden Zeit wie der unsrigen aber doch aufgeworfen werden muß. Hat denn der Student heutzutage überhaupt noch ein Eigentümliches, so daß man von ihm besonders sprechen kann und es der Mühe wert ist, von ihm zu sprechen? Wir werden gleich das nächstemal, wo wir von der akademischen Freiheit zu reden haben, sehen, wie das, was man ursprünglich so nannte und darunter verstand, wirklich dem Gleichheitsgedanken des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist; also —! Führt denn der Student noch ein eigenartiges, ein anderes freieres Leben als die übrigen alle? Wenn aber das nicht der Fall ist, kann man auch nicht von ihm besonders sprechen, dann ist der Gegenstand dieser Vorlesungen hinfällig und sind dieselben von vornherein unberechtigt. Allein eben daß ich sie halte, beweist, daß ich an ein solches Eigenartiges als ein noch immer vorhandenes glaube und es, in meinem Sinne freilich, als ein zu Recht bestehendes rechtfertigen will. Ehe ich aber im einzelnen zeigen kann, daß diese Besonderheit noch immer da

und im Wesen des Studenten selbst begründet ist, möchte ich heute schon vorwegnehmend darauf hinweisen, daß in dieser richtig verstandenen Eigenart gerade der Segen des Studentseins nicht zum wenigsten beschlossen liegt. Man könnte sagen: der Gleichheitsgedanke, den unsere Zeit, mit Recht und Unrecht, zu verwirklichen sucht, ist innerhalb der deutschen Studentenschaft lange vorher schon zur Wahrheit geworden. Herausgehoben aus dem Kreise der Lebensbedingungen aller anderen Menschen lebt er mit seinesgleichen ein Leben völliger Gleichheit und Gleichberechtigung, das Leben allgemeiner geistiger Wehrpflicht, in dem er sich nur vor dem Kodex des allgemeingültigen Komments und vor der öffentlichen Meinung der Kommilitonen zu beugen hat. Aber dieses Leben absoluter Gleichheit durchlebt er als Durchgangsstadium, um es wieder zu verlassen als ein anderer Mensch, als ein Gebildeter, als ein Aristokrat und Ritter vom Geist. So ist die Universität und das Leben auf ihr durch und durch demokratisch, weil hier alle Schranken und Vorurteile von Rang und Stand fallen; und sie ist ein durch und durch aristokratisches Institut, weil ihr Ziel die Heranbildung einer Aristokratie des Geistes, der wahren Aristokratie echter Menschenbildung ist.

Freilich, meine Herrn, ist das „nur eine Idee" und ist nur in der Idee so: in Wahrheit sind diese zwei Gedanken auf unsern Hochschulen so rein bei weitem nicht durchgeführt. Das Leben auf der Universität ist nicht so demokratisch, wie es sein sollte: wir werden auch hier Kastengeist und Standesunterschiede, das Hereinragen von ökonomischen und gesellschaftlichen, von religiösen und politischen Differenzen kennen lernen und sie als ein Unberechtigtes und Gefährliches aufzuzeigen haben. Und was aus dieser Schule hervor-

geht, ist nicht immer so aristokratischer und vornehmer Art: wie bei aller Erziehung ist es auch hier, nicht bei allen gelingt sie, nicht alle, die studieren, werden dadurch zu Rittern vom Geist. Aber spurlos geht diese unvergleichliche Schulung darum doch schwerlich an einem vorüber, einen Hauch jenes freien Geistes hat doch jeder von uns einmal verspürt, und der Segen für unser Volksleben bleibt deshalb bei keinem ganz aus. Und so bleibt die Idee doch zu Recht bestehen, die Idee, daß dieses eigenartige Leben des deutschen Studenten eine demokratische Schule ist, deren Ziel die Aufnahme in die geistige Aristokratie der Bildung, die Erziehung zu Rittern vom Geiste sein soll. Von diesem Gedanken aus wird es uns leicht werden, auch die Wirklichkeit, so weit sie immer dahinter zurückbleiben mag, zu verstehen und zu beurteilen. In der Anerkennung dieser Idee liegt dann zugleich auch die beste Rechtfertigung für die Erhaltung studentischer Eigenart, die sich freilich nicht von selbst versteht, sondern verdient und immer aufs neue erarbeitet sein will.

Doch nun zur Sache. Und zwar packen wir den Stier gleich bei den Hörnern und reden zuerst von der Frage, die die Frage der Fragen, in diesen Jahren immer wieder die allbewegende und am meisten umstrittene gewesen ist, von der Frage der akademischen Freiheit. Sie ist nicht eine Frage neben andern, sondern steht im Mittelpunkt aller akademischen Fragen, ist geradezu die akademische Frage selber. Freilich geht sie nicht den Studenten allein, sie geht ebenso und noch vorher auch uns Dozenten an. Aber das ist, wie wir sehen werden, auch bei anderen studentischen Fragen der Fall; wer vom deutschen Studenten redet, redet immer auch vom deutschen Professor, das versteht sich

von selbst und ist ein Zeichen, daß und wie sehr diese beiden zusammengehören. Daher lassen Sie es sich ja auch gefallen, daß ein deutscher Professor zu Ihnen über den deutschen Studenten spricht, und empfinden das nicht als ein von oben und von außen her kommendes Dareinreden. Es ist immer eines der besten und erfreulichsten Zeugnisse für unsere Universitäten und ihr Gesundsein, daß Studenten und Professoren eins sind und sich als zusammengehörig, nach außen und innen als zusammengehörig fühlen. So bin ich kein Fremder, der hier zu Ihnen redet. Die universitas hat ihren Namen als societas magistrorum et scholarium; Studenten und Professoren gehören zusammen; darum glaube ich, Sie zu verstehen, und hoffe, daß ebenso auch Sie mich als einen der Ihrigen gelten lassen und mich mit Vertrauen anhören auch da, wo ich Ihnen gegen den Sinn rede; es ist ja auch meine, es ist unser aller gemeinsame Angelegenheit.

Daß es aber gerade ich bin, der diese Vorlesungen hält, das freilich ist kein bloßer Zufall. Erdmann hat zu Anfang seiner Vorlesungen über das akademische Leben und Studium ausführlich von seiner Person gesprochen und seinen Zuhörern zu beweisen gesucht, daß gerade er und nur er allein alle Qualitäten, äußere und innere, besitze, um dieser Aufgabe vor andern gerecht zu werden. So unbescheiden bin ich nicht. Ich möchte vielmehr recht im Gegensatz zu ihm sagen: nicht weil ich es allein kann, sondern weil es meine Kollegen alle ebensogut könnten wie ich, warum sollte ich allein es nicht können und nicht tun dürfen? Ich bin Professor, deutscher Professor wie sie, also kann ich auch über den deutschen Studenten sprechen wie sie. Aber allerdings kommt nun doch ein Besonderes hinzu, das zu meinen Gunsten spricht. Aber auch es

liegt nicht in meiner Person, es liegt in meinem Fach. Ich bin Professor der Philosophie, und ihr Vertreter ist wirklich der nächste dazu.

Unsere Universitäten zerfallen in Fakultäten, darum hält sich der einzelne Dozent naturgemäß vor allem an seine Leute und hat genug zu tun mit seinem Fach. Auch in die philosophische Fakultät ist diese Arbeitsteilung eingedrungen, in ihr ist sie heute vielleicht sogar am schärfsten ausgeprägt. Die Gefahr für die Universität, sich aufzulösen in eine Vielheit von Fachschulen wie in Frankreich, ist da. Nur Ein Fach gibt es, das sozusagen ex officio Fühlung hat mit allen übrigen — die Philosophie, deren Aufgabe es darum auch ist, das Bewußtsein der universitas als einer universitas literarum aufrechtzuhalten. Das ist kein Selbstruhm, sondern das liegt einfach im Wesen dieser Wissenschaft selber. Und so gehört es denn auch in ihr Aufgabengebiet, das akademische Studium als ganzes ins Auge zu fassen und das Bewußtsein der Beziehungen, die zwischen den einzelnen Fächern herüber- und hinüberschießen, lebendig zu erhalten. Und daher haben es auch, wie schon erwähnt, Philosophen wie Fichte und Schelling nicht verschmäht, über die Bestimmung und das Wesen des Gelehrten oder über die Methode des akademischen Studiums Vorlesungen zu halten, und haben damit für alle Zukunft das Anrecht des Vertreters der Philosophie auf diese Vorlesung sanktioniert. Aber nicht bloß über den Gelehrten und das akademische Studium, auch über das akademische Leben — wer sollte mit besserem Recht davon reden dürfen, mit besserem Verständnis davon reden können, als der Ethiker, der die menschlichen Beziehungen, die Berufs- und Standesfragen überhaupt ins Auge zu fassen, und der Pädagoge im weitesten Sinn

des Worts, der die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts zu erwägen immer neu Anlaß und Aufforderung hat? Das ſtudentiſche Leben iſt entweder ſittlich oder unſittlich: die Sittlichkeit der Gebildeten unſeres Volkes hängt daher jedenfalls auch davon ab, wie Sie Studenten es in Ihrer Jugend treiben. Das ſtudentiſche Lernen iſt auf die Aneignung der wiſſenſchaftlichen Methode und der für den Beruf notwendigen Kenntniſſe gerichtet; die Leiſtungen unſerer Wiſſenſchaft und die Verwaltung von Staat und Kirche, ein gutes Stück des äußeren und des inneren Lebens unſeres Volkes hängt ſomit gleichfalls davon ab, ob hier bei uns ordentlich gelernt und gelehrt wird.

Alſo nicht wie Erdmann aus eigenartigen perſönlichen Lebenserfahrungen heraus, ſondern ganz allgemein aus meinem Beruf als deutſcher Profeſſor überhaupt und als Profeſſor der Philoſophie und der Pädagogik insbeſondere nehme ich mir das Recht und, weil es juſt kein anderer tut, gewiſſermaßen auch die Pflicht, mit Ihnen von Ihnen zu reden. Das einzige, was ich perſönlich von mir ſagen möchte, iſt: daß ich modern genug zu ſein und zu fühlen glaube, um ſtudentiſche Stimmungen und Strömungen zu verſtehen, und immer noch jung genug, um nicht mit der tragiſchen Verbitterung des Alters zu ſehen, wie ein Altes alt und ein Neues neu wird. Ich glaube mit Ihnen und für Sie in unverwüſtlichem Optimismus an die Zukunft, si fractus illabatur orbis!